



## «Herrgott, lass mir doch meinen Leichtsinn nur»

Der Fall Lehár am deutschen Stadttheater: Anmerkungen zu «Eva» in Mainz und dem «Graf von Luxemburg» in Osnabrück

Von Alexander Dick

Januar 2012 | opernwelt

Irgendwie sei die Story dann doch ein bisschen dünn, hat jemand handschriftlich im Gästebuch vermerkt, das im Foyer des Osnabrücker Theaters ausliegt. Aber die Aufführung, na ja, die reife das Ganze schon raus. Das trifft den Kern des Problems – und zielt ebenso haarscharf an ihm vorbei. Operette und tiefschürfend? Man spiele «ein Werk der leichtgeschützten Muse», heißt es in Thomas Manns «Felix Krull». Eine Haltung, die seither zur künstlerischen Disqualifikation der Gattung gereichte. Zumal bei Franz Lehár, dessen Spätwerk, die sogenannte «tragische Operette», ob ihrer Hinwendung zur Oper von nahezu keinem selbsternannten Hüter des guten Geschmacks verschont blieb.

Doch derlei Kritik ging stets allzu leicht über die Musik hinweg oder stellte diese ebenso unter den Generalverdacht der Minderwertigkeit. Wer sagt, die Aufführung kaschiere Mängel des Librettos, der meint natürlich auch die Musik. Doch offensichtlich hat eine jüngere Generation von Dirigenten und Regisseuren begonnen, Karl Kraus und Adorno im Fall Lehár zu misstrauen. Es ist neues Interesse zu spüren, das selbst zum traditionell operettenintensiveren Jahresende an den deutschsprachigen Theatern lange nicht selbstverständlich ist. Und das interessanterweise Lehár-Stücken gilt, die zwischen dem Welterfolg «Die lustige Witwe» (1905) und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs entstanden sind. Vielleicht, weil die Faktur der Musik hier einen extrem personalisierten Jugendstil widerspiegelt, der Lehárs originale Melodik mit einer nicht selten Strauss'schen und Mahler'schen Chromatik und Harmonik verbindet.

Das zeigt die Osnabrücker Produktion des «Graf von Luxemburg» (1909) überdeutlich. Zumal Dirigent Daniel Inbal Lehárs intimen Solonon mit dem nicht allzu typig besetzten, aber höchst animiert spielenden Osnabrücker Symphonieorchester leidenschaftlich und elegant hervorkehrt, sorgfältig auch in den Nebenrollen und Überleitungsmusiken, mit geradezu operettenphilosophischem Feingefühl. Es gibt kaum Striche, zu hören sind auch das wenig bekannte Walzerintermezzo und eine Einlage, die Lehár eigentlich für seine «Lustige Witwe» schrieb: «Ich hol' dir vom Himmel das Blau». Man spürt Empathie und großen Ernst in der Wahrnehmung des Sujets.

Was sich auch von der szenischen Umsetzung sagen lässt. Regisseur und Bühnenbildner Marcel Keller und Kostümbildner Werner Fritz verlegen die Handlung behutsam vom Vorkriegs-Paris an den Vorabend des Börsenkrachs der 1920er-Jahre. Wer hier Anspielungen auf die Finanzkrisenwelt der Gegenwart erwartet, wird allerdings enttäuscht. Die Bilder sind stimmig, üppig – von der Pigalle-Metrostation über die Bohème-Mansardenwohnung bis zum mondänen Art-Déco-Hotel. Und Keller kann Operette: Personifizierung, Timing, Gags, Running Gags, kal-

kulierter Leerlauf – alles passt. Verweise auf Dramaturgie und Ästhetik des Stummfilms bereichern das Regieportfolio obendrein. Der Kunstgriff der Zeitverschiebung zahlt sich aus.

Am Staatstheater Mainz spielt die Wahl der historischen Zeit eine untergeordnete Rolle. Dort hat man sich – zu ihrem 100. Geburtstag – Lehárs zwei Jahre jüngere «Eva» vorgenommen. Noch weit mehr als der ehemals überaus populäre «Graf von Luxemburg» ein Fall für Operettenarchäologen. Mit einem für die Gattung ungewöhnlichen Szenario, zumal um diese (Vorkriegs-)Zeit, in der vor allem mehr oder weniger verarmte Adelige sowie mehr oder weniger laszive Femmes Fatales oder, wie in Schnitzlers «Reigen», einfach «süße Mädels» die Libretti der Wiener Operettenkonfektion bevölkern. Der erste Akt spielt in einer Glasfabrik, die Titelfigur ist eine Fabrikarbeiterin, der allerdings eine Aschenbrödel-Karriere bevorsteht. Eva mausert sich vom Mauerblümchen zur Pariser Lebedame. Und auf dieser Spur treffen sich die beiden Stücke: Singt René Graf von Luxemburg in seinem Auftrittlied «Das Leben liri, liri, lump, / ist nur ein Pump!», antwortet die «geläuterte» Eva darauf im dritten Akt mit: «Herrgott, lass mir doch meinen Leichtsinn nur, / Mach mich bitte nicht zu g'scheit!»

Cordula Däuper findet für diese Philosophie mit ihren Ausstattern Jochen Schmitt (Bühne) und Justina Klimczyk (Kostüme) eindringliche Bilder, die wie ein Gegenentwurf zur Mainzer Inszenierung wirken. Die Berliner Regisseurin zeigt, was man aus einer Operette auf der Bühne machen kann, wenn man mit der ihr immmanenten Fallhöhe jongliert. Däuper lässt das Stück in irgendeiner Gegenwart beginnen, orientiert an Mustern des Boulevards – als wär's ein Schwank von Feydeau in der Fabrik. Im zweiten Akt werden die Bilder um das Fin-de-Siècle-Märchen surrealer. Däuper verhandelt die Topoi augenzwinkernd vor einem riesigen Schaufenster mit unzähligen Ballkleidern. Dann ist da noch die Figur des Buchhalters Prunelles (hinreißend tragikomisch: Joachim Mäder), die allmählich in den Vordergrund rückt, als Erzähler aus dem Spiel herausdrängt, schließlich zu einer Art Volte à la Marthaler wird. Dessen Bayreuther «Tristan» zitiert die Regie sogar, wenn sie im dritten Akt mit seiner klassischen Operetten-Katerstimmung zur Dekonstruktion bläst. Chor und Statisterie flankieren im Delirium das demaskierte Happy End. «Eva» – ein Traumspiel à la Schnitzler?

Die Musik suggeriert das ohnehin. Sie ist überaus fein gearbeitet, der Klang üppiger als in vielen anderen Lehár-Partituren. Die durchkomponierten Melodram-Passagen und nicht zuletzt die langen Ensembles zeugen vom Ringen um einen neuen Weg. Der erotisch-exotische Orchesterklang, den Lehárs Gegner allzu schnell als schwülstig abtun, hat's in sich. Bei Sebastian Hernandez-Lavery und dem Phil-

harmonischen Staatsorchester ist er in besten Händen, er lässt lustvoll, differenziert musizieren. Der Mainzer Chordirektor weiß auch gut mit den Rubati umzugehen und hat die forschenden Walzer-Tempi im Griff. Die große männliche Tenorrolle des Octave singt Alexander Spemann, der Mainzer Tristan. Wie René Kollo, an dessen Stimmfarbe sein heller Tenor erinnert, schaltet Spemann elegant auf das vermeintlich leichte Fach um, kontrolliert seine Stimme beim so häufig geforderten Übergang von der Mittellage in die Höhe sogar besser, geschmeidiger als jener. Stürmisch, kokett, professionell in Gesang, Spiel und Tanz: das Mainzer Buffo-Paar Thorsten Büttner und Tatjana Charalgina. Auch Vida Mikneviciute macht in der Titelpartie keine schlechte Figur, auch wenn ihr leichtgängiger Sopran in der Höhe zu nervös und hart tremoliert.

In Osnabrück baut man bei der Besetzung auf klassische Operetten-USancen: Daniel Wagner (Armand) und Marie-Christine Haase (Julie) geben ein quirliges Buffo-Paar. Den Komiker im Fürsten Basil unterstreicht man, indem man die Partie mit Mark Hamman einen bewegungstechnisch brillanten Charaktertenor (statt einem Bass) anvertraut. Marco Vassalli, der dem jungen Johannes Heesters wie aus dem Gesicht geschnitten ist, erfüllt, technisch solide, die Nonchalance der Titelfigur. Die Interpretin der Angèle, Astrid Kessler, war indisponiert und konnte die Rolle in der besuchten Vorstellung nur mimen; Isabella Razawi von den Bühnen Krefeld-Mönchengladbach lieh ihr von der Seite einen hellen, beweglichen, nicht zu scharf timbrierten Sopran. So schlecht geht es ihr also nicht, der Operette am deutschen Stadttheater. Lehárs Eva würde es wohl so sagen: «Selig ist! (...), / Wer den Weg zum Leichtsinn fand!»

Astrid Kessler, Mark Hamman und Marco Vassalli im «Graf von Luxemburg». © Uwe Lewandowski

Osnabrück  
Lehár: Der Graf von Luxemburg.

Premiere am 26. November, besuchte Aufführung am 1. Dezember 2011.

Musikalische Leitung: Daniel Inbal, Inszenierung und Bühne: Marcel Keller, Kostüme: Werner Fritz, Chor: Holger Krause, Choreografie: Günther Grölltich.  
Solisten: Marco Vassalli (René), Mark Hamman (Basil), Susa (Uta Christina Georg), Daniel Wagner (Armand), Astrid Kessler/Isabella Razawi (Angèle), Marie-Christine Haase (Julie) u. a.

Mainz  
Lehár: Eva.

Premiere am 10. November 2011.

Musikalische Leitung und Chor: Sebastian Hernandez-Lavery, Inszenierung: Cordula Däuper, Bühne: Jochen Schmitt, Kostüme: Justina Klimczyk.  
Solisten: Alexander Spemann (Octave), Thorsten Büttner (Dagobert), Tatjana Charalgina (Pepi), Jürgen Rutz (Bernard), Vida Mikneviciute (Eva), Joachim Mäder (Prunelles).